

Nr. 232. Bromberg, den 9. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(13. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Tage vergehen.

Der erste Gerichtstermin ist angesetzt. Onkel Otto rüstet sich und fährt gemeinsam mit seinem Schwager nach der Kreisstadt.

Es sind nur Nolte und Theodor anwesend. Frank läßt sich durch einen Rechtsanwalt vertreten. Er schämt sich.

Die beiden Neffen weigern sich, zu zahlen, und begründen ihre Weigerung damit, daß es sich um eine Schenkung handelt.

Ruhig entgegnet Onkel Otto, daß er den Betrag höchstwahrscheinlich den Neffen geschenkt hätte, aber jetzt, da er selber verarmt sei, könne er das nicht und müsse auf der Forderung bestehen.

Der Fall liegt ganz klar und gibt dem Richter keine Nuß zu knacken auf.

Onkel Otto bringt die Briefe, in denen sie ihn um ein Darlehen ersuchen. Er weist die Schuldscheine vor. Alles ist in Ordnung. Auch Franks Rechtsanwalt kann nichts machen, er hat einen denkbar schlechten Stand.

Er versucht, einen Vergleich herauszuholen. Will, daß sich Onkel Otto mit einem Betrag, der ein Viertel ausmacht, zufrieden gibt.

Ehe Onkel Otto dazu kommt, Stellung dazu zu nehmen, hat Theodor schon erklärt, daß er nicht daran denke, auch nur einen Pfennig zu zahlen.

Das ist selbst dem Richter zu arg. Er hat oft miserable Kerle vor sich, aber das scheint ihm das Schlimmste seiner Praxis zu sein. Die Verhandlung gestaltet sich immer aufgeregter.

Dabei kommt der ganze Tatbestand ans Licht, die schmutzige Wäsche wird gewaschen und der ganze Dreck fällt auf die beiden Neffen. Der Richter erfährt, wie man den Onkel behandelt hat, und ist so außer sich, daß er den beiden Neffen zuruft: „Ja, schämen Sie sich denn nicht, meine Herren?"

Beide kriegen rote Köpfe und schweigen.

Der Richter versucht, eigentlich wider sein Gefühl, das zur Härte drängt, zu vermitteln.

Er schlägt vor, Anerkennung der Forderung und Eintragung als Hypothek auf die Grundstücke der drei Neffen.

Die Neffen lehnen ab, unter der Begründung, daß die Grundstücke ihren Ehefrauen gehören, wie die Geschäfte auch.

Der Richter ist einen Augenblick starr.

„Wann ist das erfolgt?" fragt er hart.

Onkel Otto fällt ein und sagt: „Vierzehn Tage darnach, als sie mir den Schuldschein zusandten, den ich mir ausbat."

„So, da hat man vorsorgen wollen. Dann, Herr Otto Käsebier, können Sie die Übereignung anfechten, und ich kann Ihnen versichern, daß dem Antrage stattgegeben werden muß. Höchstwahrscheinlich!"

Das geht Theodor und Nolte schwer auf die Nerven. Sie stehen ganz blaß da.

Theodor erklärt sich bereit, dem Onkel 1000 Mark Entschädigung zu zahlen.

Onkel Otto lacht ihn aus.

Der Richter verkündet: Urteilsspruch am 20. Juli.

Wie er ausfällt, darüber ist sicher keiner im Zweifel.

*

Am gleichen Tage empfängt Peter Lenz von seinem Rechtsanwalt die Mitteilung, daß in seinem Prozeß gegen die Stadt in vier Tagen Termin ist.

Und zwar beim Kammergericht in Berlin.

Peter Lenz besucht den Justizrat, und der alte Freund des Hauses ist sehr ernst.

„Lieber Lenz . . . der Prozeß ist eine bittere Nuß, denn es ist durchaus nicht sicher, daß die Stadt verurteilt ist. Meinen Standpunkt kennen Sie. Ich stehe absolut auf Ihrer Seite, und Ihr Kampf ist mein Kampf. Die Gegenseite hat sich drei Berliner Rechtsanwälte herangezogen, darunter den bekannten Oderberg, der ist gerissen bis dahinaus und hat schon manchen Richter eingewickelt."

„Geht denn das?"

„Freilich geht das, lieber Lenz. Der Richter ist eben auch nur ein Mensch, und hat er in einem Verteidiger eine ihn weit überragende Persönlichkeit gegen sich, dann kann er sich oft nicht behaupten und wird glatt an die Wand gedrückt."

„Das sollte man eigentlich von einem Richter am Kammergericht nicht erwarten!"

„Sollte! Sollte! Oderberg hat damals den großen Schieber Muelzer frei gekriegt. Sie kennen den Fall ja nicht. Die Kosten, allein die Gerichtskosten beim Kammergericht, sind enorm hoch. Das Objekt ist mit 60 000 Mark angesetzt. Das können ein paar tausend Mark Gerichtskosten werden. Von meinem Konto will ich nicht reden. Da kommen wir schon ins Geschick. Aber gesetzt den Fall, wir verlieren, dann werden Sie verurteilt, die Kosten der Gegner mit zu bezahlen und das sind viele tausend Mark. Sie sind auch kein Krösus, Lenz."

„Das bin ich nicht, aber den letzten Pfennig setze ich ein, für mein Haus ... und meinen Nußbaum. Ich lasse sie mir nicht nehmen. Die Stadt hat's nicht nötig."

„Die Stadt hat's heute leichter als je, den Nachweis zu führen, daß die Entwicklung die Beseitigung Ihres vorgeschobenen Grundstückes erfordert. Tatsächlich haben's diese Kerle, wie dieser feudale Herr, fertiggebracht, Pulkenau eine ungeheure Besucherzahl im Verhältnis zuzuführen."

„Unser Pulkenau ist zur Spielerstadt geworden, Herr Justizrat. Es ist ein offenes Geheimnis, daß in allen Wirtschaften das Glücksspiel floriert," spricht Peter Lenz bitter.

„Ich weiß es!" nickt der Justizrat ihm zu und blickt grimmig. „Man erzählt sogar was von Roulette, aber wer kann's beweisen? Das vollzieht sich in geschlossenen Klubs. Vorläufig läßt sich da gar nichts tun. Vielleicht kann jahrelang nicht eingeschritten werden."

„Jedenfalls ... den letzten Ziegelstein setze ich ein. Alles will ich verlieren ... aber ich halte durch."

Das war Peter Lenz' fester Entschluß.

*

Just an dem Tage, da die drei Neffen Onkel Ottos zur Zahlung verurteilt wurden, fand das große Strandfest der Kurverwaltung statt.

Ein mächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt, drei Kapellen spielten. Mächtige Reklame war gemacht worden, und von weit und breit waren sie zusammengeströmt.

Pulkenau hatte einen Betrieb, wie er noch nie da war.

Die Stille war aus der Stadt geflohen, Unruhe, Unrast war eingekehrt. Das Hupen der Autos tönte von früh bis in die Nacht.

Peter Lenz' Miene wurde immer finsterer.

Drei Tage nach dem Strandfest fand eine Sitzung der Aktionäre statt. Graf Ugo erstattete Bericht und schilderte die glänzende Lage der Aktiengesellschaft.

Allein die erzielte Kurtaxe genüge, um das Kapital angemessen zu verzinsen. Weiter ergaben sich aus Verpachtungen ganz stattliche Beträge. Und dazu wuchs der Wohlstand der Stadt, denn gute Gäste, die ausgaben, kehrten immer wieder ein.

Er legte eine Zwischenbilanz vor, die tatsächlich ein günstiges Bild ergab.

Die Aktionäre waren überglücklich, und man feierte den genialen Generaldirektor und Kurdirektor Graf Ugo von Bossewitz.

Darnach fand im Kurhaus ein großes Gelage statt, und Graf Ugo zeigte sich sehr freigebig.

Frank Käsebier fühlte sich nicht mehr wohl.

Der Umstand, daß jetzt Graf Ugo wieder ein paar hundert Mark in Sekt und Wein springen ließ, machte ihn erneut stutzig.

Was will der Mann? Ihm kam bis jetzt alles so sinnlos vor. Mit einem unwahrscheinlich kleinen Einkommen gab er sich zufrieden, gab das Geld mit vollen Händen aus, hatte ein hohes Bankkonto.

Das alles um Pulkenaus willen? Nein, da waren andere Gründe vorhanden.

Dixi spürt die Müdigkeit des Vaters und spricht mit ihm.

„Ich hab's satt!" entgegnete ihr Frank. „Das ganze Treiben gefällt mir nicht mehr! Ich weiß jetzt, daß wir eine Spielhölle im Hause haben, und das läßt mich keine Nacht ruhig schlafen."

„Weißt du's gewiß, hast du dich überzeugt?"

„Gesehen habe ich sie noch nicht Roulette spielen, aber ich habe deutlich bemerkt, daß sie neulich, als ich sie einmal im Klub besuchte, um meine Honneurs zu machen, gewarnt wurden. Es paßte ihnen nicht, daß ich da war. Daraus habe ich's geschlossen. Ach Mädel ... ich wünschte, ich hätte meinen alten „Grünen Kranz" wieder, wie er einst war. Und dann ... du weißt ja, wir sind alle drei verurteilt worden. Es war ja nicht anders zu erwarten. Onkel Otto hat das vollstreckbare Urteil in den Händen. Jeden Tag erwarte ich den Gerichtsvollzieher. Das drückt mich entsetzlich."

„Hast du nicht mit Mama gesprochen?"

„Das habe ich, aber sie ist verblendet, möchte keinen Taler von dem Gelde ausgeben, nicht einen Groschen. Ich wollte, daß Onkels berechtigte Forderung als Hypothek eingetragen wird . . . aber sie lehnt es ab. Ich soll den Offenbarungseid leisten. Und das kann ich doch nicht."

„Das kannst du nicht, Vater!"

„Es wäre ja glatt ein Falscheid, denn im Grunde genommen gehört mir doch alles. Nur ... ich kann jetzt nicht darüber verfügen."

„Was willst du jetzt tun, Vater?"

„Ich weiß es nicht! Ich weiß keinen Ausweg. Zehnmal habe ich schon angesetzt und wollte zum Onkel gehen . . . aber ich schämte mich zu sehr."

*

Peter Lenz hat auch ein gutes Geschäft.

Aber am nächsten Markttag kann er die Leute kaum unterbringen. Etwas Unerhörtes ist geschehen.

Man hat den Markt aufgehoben und will ihn vor die Tore der Stadt verbannen.

Als am Markttag die Stände aufgebaut wurden, da verkündete es der Amtsdiener und wies auf einen Anschlag hin, und in dem steht: . . . infolge der Entwicklung, die Pulkenau als Bad genommen hat, ist der allwöchentlich stattfindende Markt als störend festgestellt worden . . . usw.

Man kann sich die Empörung der Händler denken.

Eine Deputation wurde zum Bürgermeister geschickt und sehr hochfahrend behandelt und alle Forderungen abgelehnt.

Nach Schluß des Marktes kamen die Händler im Saale des „Blauen Ochsen" zusammen, und es ging heftig her.

Man faßte eine Resolution, die durch die Zeitung inseratenmäßig veröffentlicht werden sollte, und wollte abermals beim Bürgermeister vorstellig werden.

Auf den angewiesenen Platz zu gehen, lehnte man ab, denn der lag so abseits, daß an ein Geschäft kaum zu denken war.

Peter Lenz erntete großen Beifall, als er sich auf ihre Seite stellte.

Schließlich hatte er einen guten Gedanken und sagte: „Hört mal zu! Es ist fraglich, ob ihr etwas erreichen werdet. Ich mache euch einen Vorschlag ... mein Saal steht sowieso immer leer. Ich stelle euch jeden Mittwoch meinen Saal für den Markt zur Verfügung. Ihr habt's da zwar etwas enger und etwas unbequemer als unten auf dem Markt, aber es ginge schon, wenn ihr wollt."

Der Vorschlag gefiel ungeheuer.

„Ich berechne euch dafür nur eine ganz kleine Gebühr, die ich brauche, um den Saal wieder zu säubern und instand zu halten. Sie wird keinen besonders belasten."

Der Vorschlag stand zur Debatte, und man einigte sich, daß man im Saale den kleinen Markt abhalten würde, wenn die Behörde sich weigerte, ihnen den alten Markt weiter zu überlassen.

*

Die Händler konnten nichts ausrichten.

Am kommdeenoSnnbstend naü rchkfä, eniat enia eniaen

Am kommenden Sonnabend stürzte Frau Antonie in die Küche und suchte Dixi.

„Du wünschest, Mama?"

„Hast du schon in der Zeitung gelesen?"

„Daß der Markt künftig im Saale des „Ochsen" stattfindet?"

„Ja! Was sagst du dazu, zu dieser neuen Gemeinheit. Damit sind wir doch nicht eine Idee gebessert. Da werden die vielen Fuhrwerke doch auf dem Markt halten und das ganze Bild verschimpfieren! Da muß etwas geschehen!"

„Das kann man den Leuten doch nicht verbieten!"

„Der Stadtrat wird's dem Ochsenwirt schon verbieten. Das wäre doch gelacht. Jetzt schädigt er uns so weiter."

„Aber Mama, das mit dem Marktverbot war ja glatter Unsinn. Am Mittwoch ist ja sowieso kein Riesenbetrieb in Pulkenau, ja, wenn's ein Sonnabend wäre, dann ließe ich mir's noch gefallen. Diese Dummheit brauchte man nicht zu machen."

„Was schwatzest du nur! Der ganze Rahmen des Kurhauses leidet darunter."

Schließlich hat aber unser Kurhaus nicht allein ein Recht. Die anderen haben's auch und bestehen darauf."

„Ich werde gleich mit dem Grafen sprechen. Der wird schon für eine Änderung Sorge tragen. Ist es wahr, daß dich Graf Ugo eingeladen hat?"

„Ja, er fährt morgen mit dem Auto zum Rennen nach Berlin. Ich soll ihn begleiten. Er will auf den Rennplatz."

„Du hast doch zugesagt?"

„Ich habe keine Lust, Mama!"

„Keine Lust? Was sind das wieder für Launen. Graf Bossewitz ist ein Kavalier und weiß, was sich gehört. Jedes Mädchen in der Stadt würde dich beneiden."

„Daran liegt mir nicht soviel!"

„Und Berlin ist doch eine interessante Stadt. Graf Bossewitz wird dich in der exklusivsten Gesellschaft einführen. Das kann für dich von größtem Werte sein."

Sie redete der Tochter lange zu, bis Dixi des Widerspruchs müde war und sagte: „Meinetwegen, ich will Graf Bossewitz nicht kränken. Für einen Kavalier halte ich ihn auch, der weiß, was sich gehört. Ich werde die Fahrt nach Berlin mitmachen."

Graf Ugo war glücklich über Dixis Zusage und küßte ihr länger die Hand als sonst.

(Fortsetzung folgt.)

Verrat.

Skizze von Inge Stramm=Berlin.

Die Sterne hängen niedrig über der Stadt. Die Luft schmeckt nach Rauch und nach dem Dunst der Hinterhäuser. Aber glitzernde Musik hat sich darin verirrt von einem Rummelplatz, der irgendwo zwischen den Schluchten der Höfe und den ernsten Häusern sich eingenistet hat wie ein Schmarotzer. Da wo gestern noch ein Bretterzaun war — bekleckst mit Wahlaufrufen, die kein Regen abwaschen kann, und halbabgerissenen Plakaten von einem Wanderzirkus —, bauen sich heute viele Lichter zu einem strahlenden Tor. Und wie eine ungeheure Revolution gegen die starren Häuserfronten ringsum, ist alles dahinter in Bewegung. Da kreisen mit schnarrendem Laut die großen Glücksräder, da krachen die Schüsse, und eiserne Hämmer schlagen, Schellen klingen. Stählerne Ketten rasseln am Karussell zu einer grellen Musik, und da singt eine Frau.

Alle diese Dinge haben keinen anderen Zweck, als das starre Blut der Menschen zu erwärmen. Das ist der Sinn von allem, was sich dort bewegt, was auf mechanischem Wege angetrieben wird oder was der Schlag des Blutes durchpulst.

Selbst die Kinder, die im Flittertand hinter den Eingängen hervorlugen, wissen schon, daß keine Bewegung Ausdruck eigener Empfindungen sein darf, sondern nur Ursache, die Gefühle anderer zu wecken, und zwar nur die lustvollen. Wer dagegen verstößt, wird geächtet. Selten hat jemand den Mut dazu.

Auch die Tänzerin Grit Marghesa, die alltags ganz gewöhnlich Grete Ascher heißt, hat nicht diesen Mut. Aber seit Tagen schleppt sie ein Gefühl mit sich herum wie ein Geheimnis, das sie bald nicht länger allein tragen kann, das sie offenbaren muß. Davor fürchtet sie sich jeden Abend, wenn sie auf der kleinen Bühne steht, dem nur mit Papier verkleideten Bretterverschlag, und wenn sie das Lied vom Heimweh singt, von dem jede der zehn Strophen in den Kehrreim endet: „Ich habe Heimweh nach deinem Herzen . . ."

Es ist ein sehr langes und ein ganz alltägliches Lied. Sie hat schon viele dieser Art gesungen und sie mit Tanzschritten begleitet, mit Bewegungen unterstrichen. Manche Lieder waren wirklich frech. Ihre Stimme ist dabei in den Höhen schrill und in den Tiefen heiser, aber immer vibrierend von einer aufgeschminkten Sinnlichkeit.

Aber seitdem nun schon den dritten Abend der Herr in der zweiten Reihe links sitzt, der mit der Glatze und dem überraschend schmalen Gesicht darunter, spürt sie, daß sie nicht mehr lange so singen kann.

Seitdem fürchtet sie sich. Nicht vor der Eifersucht Bills, der mit ihr und Vater den Zirkuskarren teilt. Ach, mit Liebe hat dies alles nichts zu tun. Sondern vor dem Publikum fürchtet sie sich, vor diesem Mann, mit dem aufmerksamen, aber spöttischen Lächeln, das sie verwirrt und beleidigt. Er glaubt nicht, was sie spricht. Alle im Publikum glauben es ihr. Junge Mädchen haben Tränen in den Augen. Männer pressen die Lippen und verkrampfen die Hände in den Hosentaschen, wenn sie das Lied vom Heimweh singt. Dieser Mann aber hat sein unberührtes Lächeln.

Wie Verhöhnung brennt es ihr im Herzen, ihr Menschsein, ihr warmes Gefühl. Heimweh . . . denkt sie, und zum ersten Mal tut ihr Herz dabei weh. Erinnerungen wachen auf, die sie weit fort schiebt, denn sie muß ja das Lied heute abend mit Routine und Eleganz singen, daß sie alle ein bißchen gerührt werden, aber nur nicht zuviel.

Dann steht sie wieder auf der Bühne unter dem bunten Licht. Die Musik setzt ein. Grit will ihre Stimme erheben wie immer und sieht doch die Augen des Mannes mit der Glatze so brennend auf sich ruhen. In der ersten Strophe gelingt es ihr noch, das Eingelernte herzusagen. Bei dem Kehrreim aber schon zittert ihre Stimme, wird arm und kläglich. In ihrem Herzen sammelt sich viel Leid, und Erinnerung stürzt über sie.

„Ich habe Heimweh nach einem Herzen . . ." sagt sie leise wie ein weinendes Kind, und sie vergißt dabei die Geste. Ihre Hand bleibt eine ganze Zeit lang leer in der Luft stehen. Die Musik stolpert, weil sie schon voraus ist, und kehrt sehr ungeschickt wieder um. Hinten im Raum lacht jemand. „Ruhe!"" sagt der Herr mit der Glatze und erhebt sich von seinem Platz, als könnte er stehend besser sehen. Das Mädchen hat kein Lächeln mehr auf seinem Gesicht. Das trägt sie sehr hoch, gleicherweise aber sammelt sich Angst in ihrem Herzen vor dem übrigen Publikum. Sie will rasch die eingelernten Worte mit den einstudierten Gesten heruntersingen, aber es gelingt ihr nicht. Jedes Wort verwandelt sich in ihrem Munde, alle Tünche fällt ab, ganz nackt und schlicht wird es zum Klang, der nicht schrill ist und nicht heiser, sondern sanft wie heimliche Klage.

Ach, sie spürt, daß alles sie verläßt, was sie bisher gelernt hat, daß sie an den Überlieferungen ihrer Umgebung Verrat begeht, daß sie an allen Menschen Verrat begeht, die sie bis heute zu lieben glaubte. Nun spürt sie, daß alles nur Schein war, Lüge, und zum ersten Mal gibt sie ihr Herz preis, ihr armes, geknechtetes Menschenherz, das sich nach Heimat sehnt.

Spürt es jemand im Publikum? Spürt es jemand hinter den Kulissen? . . . Ach, daß jeder dieses gleiche Herz in der Brust trüge, das ist ihre große Scham, das ist es, was sie voreinander verbergen müssen, was sie vergessen wollen, diese Menschen, die sich auf den Rummelplätzen drängen, die mit kindlicher Erwartung eines großen Glückes vor den Würfelbuden stehen und die alles das, was sie nicht sind, hinter den sich öffnenden Vorhängen der Tingel-Tangels sehen wollen.

Und da kommt jemand und nimmt ihnen alle Illusionen und spielt auf der Bühne nicht mehr Theater, sondern breitet sein eigenes Menschenleid vor sie hin! Was anderes werden sie tun, als ihn ob seiner Schamlosigkeit steinigen?

Sie tun es auf eine langsame Art mit Räuspern, Husten, mit Flüstern, auch mit Lachen. Wenige nur stehen auf und gehen einfach hinaus, wie dieses Mädchen da auf der Bühne jede ansetzende Bewegung erstickt. Wie ihre Stimme immer leiser wird, keinen Anschluß an die Musik mehr findet, sich ganz verirrt.

Jene sehen es nicht mehr, wie der Herr mit der Glatze plötzlich dicht vor dem Mädchen steht, vor der Bühne, diesem Bretterverschlag, zu dem nur eine Stufe emporführt, wie er ihr seine Hand entgegen streckt. In diesem Augenblick aber wird seitlich aus den Kulissen etwas gegen das Mädchen geschleudert. Es ist ein eisernes Gewicht, wie es zum Stemmen benutzt wird. Es hat nicht viel Schwungkraft. Es trifft das Mädchen am Bein und hinterläßt eine kleine, rasch blutende Wunde. Das Mädchen taumelt. Der Mann mit der Glatze fängt Grit auf. Im Publikum bricht die Empörung los. Eine Frau ruft um Hilfe. Viele drängen nach vorn. In der Tür erscheint klirrend ein Schupomann. Der notiert dann die Namen der Beteiligten sachlich in sein Buch. Der Mann mit der Glatze nennt den seinen mit einer eigentümlichen Betonung und lächelt dabei ganz leicht in die Augen des Mädchens, und dieses begreift sofort: „Dr. Rentlow, Theaterdirektor!" hat der Mann gesagt. Und da weiß Grit genug und lächelt ein wenig über Bills Eifersucht. Und weiß doch im gleichen Augenblick, daß sie ihn verlassen wird; aber ihr Herz erhellt sich. Erst jetzt verrät sie wirklich ihre ganze Vergangenheit um den Preis wahrhaften Künstlertums, dem wie durch ein Wunder ein Weg sich öffnet.

Dies ist das Geheimnis: Das Theater in seiner Vollendung braucht ungeschminktes Menschentum um der Kunst willen, nicht aber die Kunst um der Menschen willen.

Gedanken.

Von Richard von Schaukal.

Wer immer wieder nur in sein Horn stößt, ahnt nicht, was es heißt, ein ganzes Orchester in sich zum Zusammenklang zu bringen.

*

Geistiges lebt nur durch seine Gestalt.

*

Alles, was der Mensch zu haben meint, entgeht ihm.

*

Unvergänglich ist nur die Vergangenheit.

 **Bunte Chronik** 

Ein neuer Bibel-Rekord.

Die unermüdliche Britische und Ausländische Bibel-Gesellschaft, die die wichtigste Arbeit für die Verbreitung des Buches der Bücher leistet, veröffentlicht einen neuen Bericht, in dem sich interessante Angaben über die Erfolge und Hindernisse des Bibel-Vertriebs finden. Der Bericht klagt über das Fortschreiten der von Rußland ausgehenden „Gottlosen-Bewegung“ in Mitteleuropa, kann aber trotzdem einen Rekord-Verkauf feststellen, da im vergangenen Jahr von der Gesellschaft im ganzen 10 552 284 Bände verkauft wurden. Darunter befinden sich weit über eine Million vollständiger Bibeln, während die anderen Bücher aus Neuen Testamenten oder Teilen der Bibel bestehen. Die über 1000 Kolporteure, die die Gesellschaft beschäftigt, sind in allen Teilen der Welt tätig und stützen sich wieder auf dort bestehende Organisationen. Besondere Fortschritte wurden in der Verbreitung der Bibel unter den Mohammedanern gemacht. Die Bibelverkäufer dringen auch dorthin vor, wo es keine Missions-Stationen gibt, und durchstreifen Palästina, Transjordanien, Syrien, Irak und Persien. Die Millionen von Mohammedanern in Südost-Europa werden ebensowenig vergessen wie die, die nach Südamerika ausgewandert sind. Die 70 Millionen Anhänger des Islam in Indien, die 35 Millionen in Ost-Indien und auch die acht Millionen in China werden bedacht. Zwar ist Afghanistan den Missionaren und Kolporteuren verschlossen, aber trotzdem gelangt die Heilige Schrift über die Grenze. Außer einem kleinen Teil ist ganz Arabien der Bibel versperrt; doch die Kolporteure wagen sich trotzdem in das Land, und es besteht guter Grund zu der Annahme, daß die Bibel selbst in der heiligsten Stadt des Islam, in Mekka, gekauft und gelesen wird. Allein von einer neuen englischen Bibel-Ausgabe, die für einen Schilling abgegeben wird, konnten über 633 000 Stück abgesetzt werden. Die Heilige Schrift, die bei Begründung der Gesellschaft im Jahre 1804 in 72 Sprachen übersetzt war, kann jetzt in über 900 verschiedenen Sprachen gelesen werden, und die Bibelgesellschaft verlegt oder verbreitet das Buch in 655 Sprachen.

 **Lustige Ecke** 

Galgenfrist.



„Geh schon 'rein, Kriemhilde! Ich will nur eben die Zigarette aufrauchen!“

*

* **Feines Gehör.** In der Untergrund beobachten Freunde zwei lebhaft gestikulierende Taubstumme. Fängt der eine an zu lachen.

„Verstehst du denn, worum es den beiden geht?“

„Ja, eben sagte der eine zum andern, er soll sich endlich den sächsischen Dialekt abgewöhnen!“

Marschier Esel!

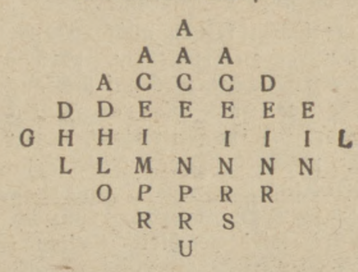
Ein Regiment, in welchem der Junker v. Riedesel diente, mußte einmal auf schmutziger Straße marschieren. Friedrich ritt neben dem Regiment und hörte, wie der Junker sich zu einem alten Soldaten über den anstrengenden Marsch beklagte. Der Soldat lachte und sagte:

„Ja, ja, Herr Junker, das heißt hier nicht „Riet Esel“, sondern „Marschier Esel.“

Der Alte Fritz mußte über den Witz herzlich lachen, und so oft er später einmal den Namen Riedesel wieder hörte, fiel ihm der „Marschier Esel“ ein.

 **Rätsel-Ecke** 

Diamant-Rätsel.



Die Buchstaben sind so anzuordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Konsonanten, 2. einen Fluß, 3. einen Baum, 4. einen Stoff, 5. eine alte französische Landschaft, 6. eine Gestalt der griech. Sage, 7. einen Fluß, 8. ein Gelübde, 9. einen Konsonanten.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben am äußeren Rande der Abbildung, mit dem obersten begonnen und von links nach rechts herum gelesen, originelle Gebilde, wie man sie zur Jetztzeit viel in den Lüften schweben sieht.

*

Scherz-Rätsel.



*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 226.

Kreuzwort-Rätsel:



E	L	T	E	R	N	T	A	G
I		E		E		A		O
S	E	E		N		L	I	D
E			L	O	T			E
N	A	S	E		A	N	I	S
B			A	B	T			B
A	B	O		E		A	V	E
H		D		I		D		R
N	U	E	R	N	B	E	R	G

*

Rätsel: Händler, Ländler.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.